

Wenn Sie hierbleiben und müßig den Gang der Krankheit verfolgen, an die Sie Ihr ganzes Schicksal hängen, garantiere ich Ihnen keine drei Wochen Widerstandskraft; Sie werden auch krank werden. Sie müssen unbedingt abreisen und sich blindlings in Bestellungen, Aufträge, Lieferungen stürzen, in Fakturen und Termine.“

„Aber wenn ich sie verlieren muß?“ rief ich verzweifelt.

„Ich sage Ihnen, daß Sie fort müssen“, erklärte der Arzt mit erhobener Stimme. „Sie haben nicht das Recht, unsere . . . Chancen auch nur im geringsten zu vermindern.“

Ich bemerkte mit Schrecken das Zögern, mit dem er das Wort „Chancen“ aussprach. Für ihn bedeutete Chance Zufall oder Vorsehung. Ich schwieg und betrachtete ihn mit durchdringendem Blick. Dieser Mann war kein ganz Fremder für mich. Ich war ihm schon früher begegnet, bei Einkäufen, die er in Paris, in meinen Geschäften gemacht hatte. Die Firma Semeur ist seit der Zeit meines Großvaters ein Spezialhaus für Krankenhaus-Einrichtungen. Der Arzt aus Nizza bezog von mir, wie viele seiner Kollegen in Frankreich und im Ausland, verschiedene Waren. Ich hatte ihn empfangen und persönlich beraten. Daher stammte ein gewisses undefinierbares Etwas, das uns näherbrachte.

Unter meinem forschenden Blick blinzelte er verlegen und sagte:

„In einem Jahr wird Ihre Frau noch unter uns sein, und vielleicht noch nach langen Jahren . . .“

„Gut“, sagte ich entschlossen. „Wenn es so ist, werde ich Ihnen sechs Wochen lang gehorchen. Morgen fahre ich nach Paris, wünsche aber täglich ein Telegramm. Ein genaues und aufrichtiges, wenn es sein muß, schonungsloses Telegramm.“

„Sie können auf mich rechnen“, sagte er mit herzlichem Händedruck.

Am nächsten Morgen hielt ich Wort. Aber in Paris konnte ich die Qualen, die mich erwarteten, nicht ertragen. Alle Dinge nahmen in meinen Augen einen

düsteren Ausdruck an. Der Tag war fahl, die Natur verstört; ein Ernst, eine Schwere lastete überall. Ich durchreiste geschäftlich die benachbarten Länder, ohne mein tägliches Telegramm zu verfehlen, und fand mich ungefähr alle vierzehn Tage in Nizza ein. Auf einer solchen Geschäftsreise lernte ich den Professor Krantz in Berlin kennen. Er war Leiter eines Sanatoriums zweiter Güte in der Weberstraße. Ich sah dort tatsächlich eine absolut altmodische Einrichtung, die noch dazu sehr vernachlässigt war. Und in diesem altfränkischen Milieu traf ich jene unvergeßliche Persönlichkeit, deren Haltung und ganzes Gehaben genau zu der Nachlässigkeit paßten, die ihn umgab.

Man konnte freilich nicht leugnen, daß Krantz schön war. Er war im reifsten Alter und von hoher Gestalt. Sein glattrasiertes Gesicht war von dem schweigsamen Munde gleichsam gespalten und von unglaublich hellen Augen erleuchtet, die sich unter einer hohen, prächtigen Stirn verbargen. Die kurze Nase war kräftig und wunderbar geformt. Ohne Zweifel waren in diesem Gesicht die Augen und ihre Umgebung das Anziehendste; denn die Stirn, die den träumerischen und intelligenten Ausdruck des sanften Blickes überwucherte — diese Stirn erschreckte ein wenig. Sie war verwirrend, wie alles, was an der äußersten Grenze der Schönheit ist. — So sah Krantz aus, als ich mich ihm vorstellte. Ein Mann, der ganz abwesend und in seine Gedanken versunken war. Und den man sicher in Verlegenheit gebracht hätte, wenn man ihn plötzlich gefragt hätte, welchen Anzug er trage, und ob er seine Krawatte gebunden habe. Ein wenig später wußte ich, mit welchem Fürsten der Wissenschaft ich sprechen durfte. Ich lud ihn zum Essen ein, wie ich es mit vielen meiner Kunden zu tun pflegte, nicht nur zum Nutzen meiner geschäftlichen Angelegenheiten, sondern auch zugunsten meiner Bildung und Zerstreuung.

Das Essen mit Professor Krantz ließ alle bisherigen Zusammenkünfte mit be-